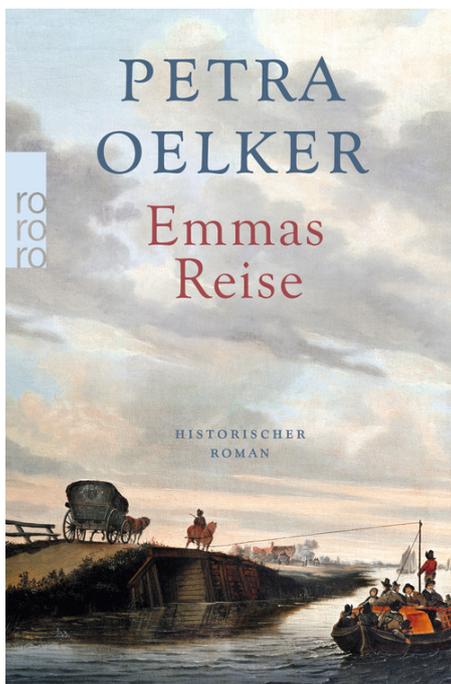


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27124-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Petra Oelker, geboren 1947, arbeitete als Journalistin und Autorin von Sachbüchern und Biographien. Mit «Tod am Zollhaus» schrieb sie den ersten ihrer erfolgreichen historischen Kriminalromane um die Komödiantin Rosina, neun weitere folgten. Zu ihren in der Gegenwart angesiedelten Romanen gehören «Der Klosterwald», «Die kleine Madonna» und «Tod auf dem Jakobsweg». Zuletzt begeisterte sie mit zwei Romanen, die in der Kaiserzeit angesiedelt sind: «Ein Garten mit Elbblick» sowie «Das klare Sommerlicht des Nordens».

Petra Oelker

Emmas Reise

Historischer Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, Juni 2017

Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Redaktion Elisabeth Mahler

Historische Karte nach dem Kupferstich von Johann M. Gigas,
gedruckt bei Willem J. Blaeu in Amsterdam, um 1630; Original
im Stadtmuseum Quakenbrück, bearbeitet von Peter Palm, Berlin.

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt

Umschlagabbildung The Water Coach (oil on canvas), Jacob Salomonsz. Ruysdael
(1630–81) / Haags Gemeentemuseum, The Hague, Netherlands / Bridgeman Images

Satz aus der Adobe Garamond PostScript (InDesign)

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27124 3

Inhalt

Prolog
Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Epilog
Historische Anmerkung
Glossar
Danksagung



Prolog

Im August anno 1650

Der junge Wolf duckte sich tief in das Gestrüpp aus Gagelstrauch und Disteln. Ein herber Geruch stieg in der Abendluft auf, stärker als der nach Blut und Schwäche. Sein rechter Hinterlauf fühlte sich kraftlos an, brennender Schmerz schoss ihm von dort, wo die Forke getroffen hatte, bei jeder Bewegung in die Flanke. Dass er dem Dreschflegel hatte entkommen können, war nur Glück gewesen.

Ein Gewitter zog auf, das ängstigte ihn stets, nun sehnte er sich aber vor allem nach seinem Rudel. Das es nicht mehr gab. Und er zweifelte, ob er jemals Aufnahme in einem anderen finden würde. Als er es versucht hatte, unterwürfig winselnd und mit eingeknickten Läufen, wie es sich für einen hungrigen Bittsteller gehört, hatten sie ihn fortgejagt. Die Bisswunde im Nacken war nicht tief, nur ein Kratzer als erste Warnung, doch sie erinnerte ihn unablässig daran. Umso mehr fühlte er den Schmerz, umso wütender hatte er seine Zähne in die Reste des toten Kaninchens geschlagen, das er in der Heide gefunden hatte.

Seine Pfoten spürten eine Erschütterung. Er duckte sich noch tiefer in den sandigen Boden und blinzelte durch die Zweige. Er kannte sich hier nur wenig aus, es war die Randzone des Reviers seines Rudels – seines *einzigsten* Rudels –, aber er wusste, auf dem Weg, den er gerade kreuzen wollte, rollten nur selten Kutschen. Reitern, einfachen Bauernkarren, lumpigen, in seiner empfindlichen Nase grausam stinkenden Menschen konnte man begegnen, Kutschen hatte er hier noch nie gesehen.

Auf dem weiter entfernten breiten Fahrweg musste man sich ständig vor Fuhrwerken und Kutschen jeder Größe in Acht nehmen, selbst bei Nacht. Viele wurden von Bewaffneten begleitet, und die Menschen jagten Wölfe – aus Lust und weil sie sie für böse hielten, für blutgierige Räuber ihres Viehs. Tatsächlich waren es die Menschen samt ihren

Hunden, diesen Verrätern, die jegliches Getier jagten und töteten, selbst die possierlichen Eichhörnchen und die Gefiederten am Himmel, die keinem Erdenbewohner das Revier streitig machten.

Er spitzte die Ohren. Die Luft lag bleiern über dem Land. Da ächzte tatsächlich eine Kutsche durch den Sand, er spürte die Erschütterung nun auch am Bauch und an der Brust, schon kroch der scharfe Geruch des schwitzenden Zugpferdes in seine Nase. Etwas weiter entfernt folgten noch mehr Pferde, schwere Tiere, mindestens drei. Penetrante menschliche Ausdünstungen verrieten Reiter.

Keine Stimmen? Das fand der junge Wolf befremdlich. Sonst war es den Menschen unmöglich, länger zu schweigen, als sie brauchten, um den Schatten einer Birke zu durchwandern.

Er hätte gerne gewartet und beobachtet, was nun geschehen mochte – wer in der Kutsche reiste, wer die stummen Reiter waren. Aber er war nur jung, nicht dumm. Er spürte etwas Dunkles, Unheimliches, und es kam unaufhaltsam näher. Behutsam und dennoch flink schob er sich rückwärts. Als er es in einer der flachen Senken für sicher genug hielt, wandte er sich um und lief zu dem uralten Hülsebusch auf dem Hügel. Von dort konnte er selbst im diffusen Licht der hereinbrechenden Dämmerung das Geschehen beobachten.

Der staubige Kasten auf Rädern kam gemächlich näher. Die beiden Pferde waren erschöpft, das erkannte sogar der junge Wolf, obwohl er erst wenigen dieser großen starken Tiere begegnet war, ihr Fell war von Schweiß und Staub verklebt. Und nun preschten hinter dem Buschwerk Reiter hervor – er hatte sich also nicht geirrt. Sie ritten am jenseitigen Rand der Straße längs der Kutsche, das Pferd des ersten, ein riesiges Tier, stieg mit wildem Wiehern – nie zuvor hatte der junge Wolf ein so entsetzliches, so schrilles Geräusch gehört.

Der Himmel war nun fast schwarz, nur über dem Horizont zog sich noch ein gelber Streifen und schickte unheimliches Licht in die Geest, das auch einem mutigeren älteren Tier Angst vor den unbekannt hohen Mächten gemacht hätte. Der junge Wolf duckte sich tiefer in den Sand. Da flackerte ein Licht, gleich darauf dröhnte der erste Donner über die Ebene, prallte gegen die hohen Dünen und rollte davon. Als sei es das erwartete Signal gewesen, verschwand plötzlich der Kutscher

vom Bock, die Reiter brüllten, schlugen mit Knüppeln gegen die Kutsche, und dann geschah etwas Seltsames. An der Buschwerkseite, wo für die Reiter kein Raum war, öffnete sich der Schlag, etwas Dunkles flog heraus, dann etwas Größeres – das waren Menschen! Zuerst ein kleiner Mensch, dann ein zweiter, etwas größerer, beide verschwanden im stacheligen Buschwerk. Donner dröhnte wieder, diesmal war zuvor kein Licht aufgeblitzt, noch ein peitschender, zugleich dumpfer Knall.

Der junge Wolf fühlte sein Herz rasen. Bis vor wenigen Tagen hatte er ein schönes Leben gehabt, im Rudel war er immer satt und nie alleine gewesen. Mit seinen Geschwistern war er die Dünen heruntergekullert, miteinander balgend hatten sie gemessen, wer der Stärkere war, hatten zur Rast in der Sonne gelegen und sich in den Bächen und Teichen abgekühlt. Wie war er nur in diese andere dunkle Welt geraten? Das war nicht sein Leben, das konnte nicht sein. Täte sich doch ein breiter Fluss vor ihm auf. Er war ein schneller Schwimmer, der beste unter seinen Geschwistern, dann könnte er ein neues Ufer finden. Oder gar zurück in sein altes Leben. *Sein* Leben. Er war zu jung, als dass er schon in die Mysterien eingeweiht worden wäre, aber er wusste, dass es Mächte gab, ein Diesseits und ein Jenseits, dass man es sich verdienen musste – Es? Wie? Wer würde ihn diese Dinge nun lehren?

Neuer Lärm ließ ihn aufschrecken und die Nässe an den Augen rasch mit der Pfote verreiben. Es konnte nur ein kurzer Moment der Unachtsamkeit vergangen sein. Die Kutsche? Ein Blitz erhellte für einen Atemzug den Weg – da war sie wieder, schon ein ganzes Stück weiter, kein Mensch auf dem Bock. Aber die Reiter waren noch da, nun auf beiden Seiten des Gefährts, und trieben die Pferde an.

Plötzlich begann es zu rauschen, und Regen fiel vom Himmel wie der Wasserfall bei der Mühle am dritten Dorf. Der junge Wolf schob die Schnauze ins Gras unter dem Gesträuch, kreuzte die Pfoten darüber und tat so, als wäre er gar nicht da.

Später in der Nacht duckte sich der junge Wolf immer noch in sein Versteck. Vielleicht hatte er geschlafen, er wusste es nicht. Der Regen hatte den Gestank von Menschen und Pferden weggespült. Auch den nach frischem Blut, den er kurz vor dem Regen noch gewittert hatte. Ein klei-

ner Mensch irrte ganz in der Nähe durch die Dunkelheit, der größere war in einer Senke verschwunden. Von beiden ging nur ein leichter Geruch aus, kein übler Gestank. Das fand er erstaunlich. Natürlich war der junge Wolf neugierig, noch mehr sehnte er sich nach Gesellschaft, weil er aber nicht wusste, ob es freundliche Menschen gab, und er – nebenbei – auch sehr satt war, verbarg er sich bei dem alten Hülsebusch und wartete, was nun geschehen würde.



Kapitel 1

Hamburg, einige Wochen früher, im Juli anno 1650

Der Brief aus Amsterdam erreichte das Haus am Herrengraben an einem freundlichen Sommertag. Die Sonne schien, es war weder zu heiß noch zu kühl, von der Elbe wehte ein leichter Wind, und am blauen Himmel zogen gemütliche weiße Wolken.

Der drei Jahrzehnte währende Krieg war nun endgültig beendet, auch unter den allerletzten zäh ausgehandelten Bedingungen waren die Siegel der Vertreter aller beteiligten Mächte erhärtet. Überall im Reich feierten die Menschen Friedensfeste. So viele Dankgottesdienste und in Licht und Farben explodierende Feuerwerksspektakel hatte es nie zuvor gegeben. Auch in Hamburg wurde ein weiteres prächtiges Freudenfest vorbereitet. Im vergangenen Jahr schon war nur wenige Schritte vom Herrengraben entfernt der Grundstein für ein ganz besonderes Friedensdenkmal gelegt worden: für die eigene Pfarrkirche der Neustadt. Sie sollte nach dem Erzengel Michael benannt werden, dem Bezwiner des Satans, Schutzpatron der Soldaten und des Reichs. Ein teures Denkmal, doch diesmal knauserten die wohlhabenden Bürger nicht. Etliche Kaufleute der großen Hafens- und Handelsstadt hatten zwar besonders gut am Krieg verdient, letztlich versprach jedoch der Frieden Prosperität, Freiheit des Handels und sichere Wege in die Welt.

Womöglich war deshalb der Brief aus Amsterdam gerade in diesen Tagen auf die Reise geschickt worden. Auch die Holländer waren in den Friedensschluss involviert, worüber dort, ganz am westlichen Rand Nordeuropas, allerdings nicht nur Freude herrschte.

Als es gegen Mittag an der Haustür am Herrengraben pochte, sprang Emma van Haaren auf und lief in die Diele. Sie hatte sich brav am neuen Spinett gequält, jede Unterbrechung kam ihr recht. Emma liebte ihre Laute, da der Hausherr jedoch das Spinett vorzog, verstand es sich von

selbst, dass seine Stieftochter sich nun auch auf den hellen und dunklen Tasten übte.

Natürlich schickte es sich nicht für eine junge Dame von fast achtzehn Jahren, wie ein ungebärdiger Junge zur Tür zu rennen und dabei Magd oder Diener zuvorkommen. Das vergaß Emma hin und wieder. Bis sie mit ihrer Mutter in das Ostendorf'sche Haus gezogen war, hatten derlei Nachlässigkeiten niemanden gestört, schon weil es nur eine Hausmagd gegeben hatte, Margret, die stets mit Wichtigerem beschäftigt gewesen war.

Vor der Tür stand ein Hüne, Kleidung und Gesicht waren von Schweiß und Staub geschwärzt, wie nach einem langen, rasanten Ritt über die Landstraßen. Er hielt sein Pferd am Zügel, ein mächtiges Tier, dessen Farbe unter dem eigenen Schweiß und Schmutz kaum zu deuten war. Die Satteltaschen waren prall gefüllt.

«Juffrouw van Haaren?» Seine Stimme klang tief und heiser.

Als Emma nur nickte, reichte er ihr einen Brief aus dickem, mehrfach gefaltetem Papier, unwickelt von einer braunen Kordel und doppelt gesiegelt. Mit energischer, doch akkurater Schrift hatte ihn jemand an *Mevrouw Flora Ostendorf* und *Juffrouw Emma van Haaren, Straat aan de Heerengraben, Hamburg* adressiert.

Emma stutzte. Das war Niederländisch. Und woher hatte der Bote gewusst, dass sie das Fräulein van Haaren war? Sie wollte ihn fragen, doch statt auf die Bezahlung zu warten, hatte er sich schon abgewandt und führte sein Pferd die Straße hinunter zum Hafen.

Niemals zuvor hatte Emma einen Brief von jenseits der Wälle bekommen. Vor allem: niemals zuvor aus Holland. Plötzlich war ihr schwindelig, ein bisschen nur, sie war keine, die einfach so in Ohnmacht fiel, aber ein Brief aus Amsterdam – nach all den Jahren? Zu gerne hätte sie das Siegel erbrochen, gleich jetzt, hier vor der Tür. Aber das ging nicht. Zum einen weil ihre Hände zitterten, was es zu verbergen galt, zum anderen weil der Brief zuerst an Flora gerichtet war, an ihre Mutter.

Etwas Eigentümliches geschah. Plötzlich fühlte sie sich wieder klein, wie ein Kind von acht Jahren. Voller Trauer und betäubt von dem, was geschehen war. Damals hatte sie schließlich der Gedanke gerettet, dass ihr Vater, ihr wunderbarer, immer fröhlicher Vater, gar nicht tot war.

Er konnte einfach nicht tot sein. Es war nur eine Geschichte, die man ihr erzählt hatte, um sie zu foppen. Ein grausamer Scherz, Erwachsene waren so. Sie wussten oft nicht, ob etwas grausam oder lustig war.

Nun war sie also fast achtzehn Jahre alt und fühlte sich wieder wie das Kind von damals, wollte an eine erschreckende und zugleich beglückende Gewissheit glauben. Der Brief kam aus Amsterdam, aus der Heimatstadt ihres Vaters – also hatte sie recht gehabt. Er war nicht tot. Er war nur verschwunden, damals, irgendwo in den Wirren des Krieges verlorengegangen. Aber er lebte, und nun, endlich, nach all den Jahren, hatte er geschrieben. Für seine Frau kam der Brief zu spät. Flora hieß seit fast einem Jahr Ostendorf. Aber für eine Tochter kommt so ein Brief nie zu spät, und gerade jetzt erreichte er Emma zur allerpassendsten Zeit. Gerade jetzt.

Schon bevor Flora das Siegel erbrach und zu lesen begann, hatte Emma ihre alte Kinderphantasie verscheucht. Sie hatte viel zu oft das Grab ihres Vaters besucht, um wirklich an seinem Tod zu zweifeln, und sie wusste auch, dass unerfüllbare Wünsche zu Träumen werden können, bis man sie eines Tages mit der Wirklichkeit verwechselt. Der Brief aus Amsterdam war nicht von Hanns van Haaren. Natürlich nicht. Ihr Vater war schon vor einem Jahrzehnt nach einem dieser schweren Fieber innerhalb weniger Tage gestorben. Seine Mutter hatte diesen Brief geschickt, die alte Mevrouw van Haaren. Flora und Emma kannten sie und die gesamte Amsterdamer Verwandtschaft Hanns van Haarens nicht – sie hatten diese Ehe nie akzeptiert. Kämen die Zeilen nun tatsächlich aus dem Totenreich, wäre es kaum weniger erstaunlich. Noch überraschender war die Botschaft des Briefes.

Ein Jahrzehnt nach dem Tod ihres «über alles geliebten jüngsten Sohnes Hanns», so schrieb Mevrouw van Haaren, Emmas unbekannte Großmutter, habe Gott ihr die Gnade der Einsicht und Milde geschenkt. Sie bedauere tief – von Reue erwähnte sie nichts –, sich die Freude der Bekanntschaft und kindlichen Liebe ihrer Enkeltochter versagt zu haben. Ihr bleibe nur mehr wenig Zeit auf Erden, um wiedergutzumachen, was sie versäumt habe. Die Fahrt von der Amstel an die Elbe sei für eine alte und von der Gicht geplagte Frau zu beschwerlich. «So bin ich zuversichtlich, das einzige Kind meines unglücklichen jüngsten Sohnes ist

gerne bereit, die Mühen der Reise auf sich zu nehmen, um der Mutter ihres Vaters ein wenig Seelenfrieden zu schenken.»

Die üblichen Höflichkeitsfloskeln, die an den Anfang und das Ende eines artigen Briefes gehören, waren ein wenig knapp gehalten, was die Privatheit des Schreibens nur unterstrich.

Im Ostendorf'schen Haus herrschte plötzlich summende Unruhe. Für gewöhnlich ging es dort ruhig zu. Natürlich nicht in Kontor und Speicher, Emmas Stiefvater war in seinen Handelsgeschäften überaus erfolgreich. Es war fraglich, ob diese speziellen Geschäfte mit den großen Gewinnen auch nach dem Friedensschluss in Münster und Osnabrück weiter fließen würden. Erst in diesen Wochen hatten die Mächtigen besonders aus Frankreich, Schweden und dem Deutschen Reich in Nürnberg den Frieden endgültig besiegelt. Ostendorf blickte zuversichtlich in die Zukunft. Seine Verbindungen reichten inzwischen weit und quer durch Europa.

Wie jeder wahrhaftige Christ hatte er für den Frieden gebetet und versäumt keinen Dankgottesdienst, aber er vertraute auf die Menschheit, die es nie lange ohne Krieg aushielt. Hier der Frieden, dort der Krieg. So hielt sich die Welt im Gleichgewicht. Frankreich, dachte er immer, wenn ihn doch eine leichte Ungewissheit bedrängte. Spanien. Und England. Und die Holländer, überhaupt die nördlichen Niederlande? Da drohte noch manches Pulverfass zu explodieren, seit die katholischen Spanier endgültig über die südlichen Niederlande herrschten. Und erst in den überseeischen Kolonien – es gab wirklich keinen Grund zur Sorge um die Prosperität des Ostendorf'schen Handels.

Der Brief der Mevrouw van Haaren erforderte eine baldige Antwort. Doch die Tage gingen ins Land, nun waren es schon fünf, ohne dass Flora zur Feder gegriffen hätte. So sah es jedenfalls für ihren zweiten Ehemann aus. Tatsächlich hatte sie an jedem der vergangenen Tage mit der Feder in der Hand vor einem Bogen guten Papiers gesessen, stets ohne Ergebnis. Es war längst beschlossen, dass Emma so bald wie möglich nach Amsterdam reisen würde. Jedenfalls hatte Friedrich Ostendorf als Stiefvater so entschieden. Er war in dieser Sache einig mit dem Ratsherren Jacobus Engelbach, Emmas Paten und seit dem Tod ihres Vaters ihr Vormund.

Nur Flora schwankte noch. Jeder Mensch sollte seine Familie kennen und sich auf ihren Schutz verlassen dürfen. Emma hatte sich mit der Familie ihrer Mutter begnügen müssen. Die bestand nur aus Floras Eltern, die viele Tagesreisen entfernt im Osten lebten, seit ihr Vater, Professor Reuter, an die Universität Königsberg berufen worden war. Der Brief aus Amsterdam bedeutete für Emma ein großes Glück. Ein Geschenk des Schicksals. Und doch ... Eine Mutter sorgte sich immer um ihr Kind, das war ein Gebot der Liebe, aber da war noch ein anderes, ein schwarzes Gefühl in ihr, etwas Bedrohliches, das über die Sorge, Emma könne auf der langen Reise etwas zustoßen, hinausging.

Auch an diesem Tag, sonnig und freundlich wie jener, an dem der Brief angekommen war, drehte sie wieder die Feder in den Händen und haderte mit ihrer Unentschlossenheit. Heute musste sie es tun, sie hatte es versprochen, Ostendorf, ebenso dem lieben Engelbach, der sie und Emma während ihrer langen Witwenschaft stets umsichtig und freundlich beschützt hatte, und nicht zuletzt Emma. Emma wollte unbedingt nach Amsterdam reisen, sie brannte darauf, die Familie ihres Vaters kennenzulernen, und sie brannte darauf, endlich einmal die schützenden Mauern der Stadt hinter sich zu lassen. Seit Pate Engelbach ihr auf seinem Globus und seiner kleinen Sammlung kostbarer Landkarten die Welt gezeigt hatte, blickte sie den Schiffen mit anderen Blicken nach, wenn sie den Hafen verließen und die Elbe hinab- und in die Welt hinausfuhren.

Margret trat ein, ohne auch nur flüchtig anzuklopfen, was für gewöhnlich auf Turbulenzen im Haushalt schließen ließ, manchmal auch nur in Margrets Kopf. So wie heute.

«Und wenn er gar nicht echt ist?», platzte sie gleich heraus. «Wie könnt Ihr so sicher sein?»

Margrets Stimme klang patzig, ganz und gar unpassend für eine Magd. Allerdings war sie schon lange mehr als das, und wenn sie ungebührlich klang, verriet das nur ihre Sorge. Sie war vor etwa zwei Jahrzehnten dem Inferno der Zerstörung Magdeburgs entkommen und hatte es als Flüchtling nach Hamburg geschafft. Bei den jungen van Haarens hatte sie als Mädchen fürs Grobe so etwas wie ein neues Zuhause gefunden. Es hatte lange gedauert, bis ihre Albträume, ihre Schreie in

der Nacht aufhörten. Nach Hanns van Haarens Tod war sie als Einzige der Dienstboten geblieben, und sie hatte den plötzlich bescheidenen Haushalt besser geführt, als Flora van Haaren es je gekonnt hätte.

Margret war es, die in all den Jahren den gebührenden Abstand zwischen Herrin und Dienstbotin gewahrt hatte. Dennoch war sie Floras Vertraute geworden und Emmas Erzieherin und Ratgeberin in Alltagsdingen, wobei Letzteres auch hieß, das Mädchen mit beiden Füßen auf der Erde zu halten. Sie hatte sie auch den Sinn fürs Praktische gelehrt, der Flora, der zarten Witwe mit einer Neigung zur Melancholie, bisweilen fehlte.

In diesem lebendigen Sinn fürs Praktische steckte eine tüchtige Prise Misstrauen; Margret hielt das für eine unabdingbare weibliche Tugend, die im Fall dieses Briefes besonders angebracht war.

Flora klopfte auf den zweiten Stuhl an ihrem Tisch, und Margret setzte sich kerzengerade auf die Kante.

«Ihr seid zu arglos», erklärte sie mit nur wenig ruhigerer Stimme. «Da bringt ein Bote, den man nicht kennt, ein Schreiben von Leuten, die man nicht kennt, und diese Leute verlangen, das Fräulein Emma van Haaren möge sich auf die lange gefahrvolle Reise nach Amsterdam begeben. Plötzlich, nach so vielen Jahren? Diese Verwandtschaft ist doch steinreich, und Steinreiche teilen ungern, das ist allgemein bekannt. Wozu sollten die sich ein Mädchen ins Haus holen, das womöglich Erbansprüche stellt?»

«Da mag es viele Gründe geben.» Flora klang geduldig, nahezu die gleichen Bedenken hatte sie selbst Ostendorf und Emmas Paten entgegengehalten. «Aber mit dem Alter wird mancher milde. Und vergiss nicht, von ihrem jüngsten Sohn ist ihr nichts als Emma geblieben. Es ist doch ganz natürlich, wenn ...»

«So einen Brief kann jeder schreiben, der das Alphabet kennt und eine Feder halten kann», unterbrach Margret ihre Herrin aufgeregt. «Man kann ihn auch überall einem gekauften Boten übergeben, der dann behauptet, er komme von weit her.»

Der Brief war nicht im Gepäck eines der ihnen bekannten reisenden Kaufleute gekommen, wie es zumeist geschah, sondern mit einem der

Reitposten, die neuerdings in nur sechs Tagen zwischen Hamburg und Amsterdam ritten – niemand war schneller.

Flora lächelte tapfer. Sie hätte Margret gerne zugestimmt, aber das durfte sie nicht. «Du hast in den Kriegszeiten zu viel Böses erlebt und gehört. Warum sollte jemand so etwas tun? Nein, Margret, dieser Brief ist echt. Ich erkenne die Unterschrift, sie ist nur ein wenig krakeliger als früher. Mevrouw van Haaren leidet an der Gicht, wie sie selbst schreibt, da mag die Hand zittern. Außerdem ist das einer der Bögen, wie sie nur für die van Haarens geschöpft werden.» Sie tippte mit der Fingerspitze auf das steife Papier. «Sieh her, das Wasserzeichen zeigt das Familienwappen, ich habe es oft bei meinem Mann gesehen, auch auf seinen Briefen an mich. Ich meine, bei meinem ersten Mann.»

Hastig hatte sich Flora verbessert. Ihr zweiter Ehemann galt als freundlich, und es hieß, Friedrich Ostendorf sei diese Ehe weniger aus Vernunft denn aus Neigung eingegangen. Auch für ihn war es die zweite Heirat nach etlichen Witwerjahren gewesen, er sprach jedoch nie von seiner ersten Frau. Obwohl er ihr den Grundstock seines Wohlstandes zu verdanken hatte – wie böse Zungen raunten.

«Wer sonst sollte Emma nach Amsterdam einladen, wenn nicht die Familie ihres Vaters», fuhr Flora fort. «Ostendorf hat dort Geschäftsverbindungen, wie die meisten hanseatischen Kaufleute. Darüber hinaus kennen wir dort jedoch niemanden. Es ist nur recht und billig, wenn Mevrouw van Haaren sich endlich bequemt, ihre Enkeltochter kennenzulernen. Nach beinahe zwei Jahrzehnten!»

Ganz anders als ihre Tochter war Flora die Sanftmut in Person, nun ließ ihre Stimme aber doch die jahrelang hingenommene Kränkung erahnen. Hanns van Haarens Amsterdamer Familie hatte sich stets geweigert, seine Ehefrau und Tochter anzuerkennen. Schon bald nachdem der junge Kaufmann die Hamburger Dependence des Handelshauses seiner Familie übernommen hatte, hatte er Flora Reuter getroffen und sich sogleich heftig verliebt. Sie war nur eine sehr junge Professorentochter ohne Beziehungen, die den Handelsgeschäften förderlich wären – von einer lohnenden Mitgift ganz zu schweigen. Sie war nicht einmal Calvinistin, wie es für einen van Haaren unabdingbar war, sondern

Lutheranerin. So eine Liebe war für ihn nicht vorgesehen, die Familie hatte längst um eine passendere Braut verhandelt.

Das hatte ihn wenig gekümmert, er hatte Flora geheiratet und war dennoch auf seinem Posten an der Elbe gelassen worden. Hamburg war in jenen Jahren der bedeutendste Umschlagplatz für Waren und Nachrichten jeder Art, wie sie im Kriegsgeschehen verlangt wurden. Die verbündeten wie die einander bekriegenden Parteien gingen durch die großen Tore in den neu und als uneinnehmbar errichteten Festungswällen ein und aus. Alle machten in der sicheren neutralen Stadt Geschäfte, miteinander oder gegeneinander, und immer auch solche, die den Krieg aufrechterhielten und immense Gewinnspannen boten. Nirgends wurde so viel und so profitabel mit Rüstungsgütern gehandelt wie in Amsterdam und Hamburg, mit Pulver und Kugeln, Messern, Säbeln, Lanzen, Piken, Feuerwaffen oder großen Kanonen.

Es hieß, die Geschäfte mit den für die Herstellung von Waffen und Munition nötigen Materialien wie Salpeter, Kupfer und anderen Metallen seien noch profitabler. Ein großer Teil des Kriegsmaterials wurde in den Pulver- und Kupfermühlen nordöstlich von Hamburg produziert, aber zahllose Fuhren dieser Waren kamen auch von weither zum neutralen Handelsplatz an der Elbe; verursachte der Krieg irgendwo eine Blockade von Gruben oder Städten mit ihren Lagerhäusern, von Häfen oder ganzen Handelsstraßen, mussten die Rohstoffe anderswo beschafft werden. Dazu bedurfte es eines so großen wie eng geknüpften Netzes von Handelsbeziehungen in ganz Europa und darüber hinaus, und niemand verfügte über bessere als die Fernhandelskaufleute in den bedeutendsten Hafenstädten des Kontinents.

Hanns van Haaren war trotz seiner jungen Jahre ein erfolgreicher Kaufmann gewesen, das hatte seine Familie stets geachtet. Er war auch fröhlich und selbstgewiss gewesen, keinesfalls ein Feigling. Hätte er nach Gottes Plan länger leben dürfen, hätte er seiner Amsterdamer Familie womöglich noch mehr getrotzt und Flora und Emma mit an die Amstel genommen.

«Was für eine Zumutung», rief Margret. «Plötzlich taucht sie auf wie ein tückischer Wels aus dem Schlamm und tut süß. Was heißt überhaupt ›unglücklicher Sohn‹? So lange er *hier* gelebt hat, war er sehr

glücklich. Diese dicke Amsterdamerin ist die Überheblichkeit selbst. Wo bleibt ihre christliche Demut? Was sollte Emma dort überhaupt wollen? Wo kann sie glücklicher leben als hier?»

In diesem Moment fand Emma es an der Zeit, sich einzumischen, sie hatte lange genug in der Diele gestanden und gelauscht, ohne den geringsten Anflug von Scham. Schließlich ging es um sie, um *ihre* Reise, um *ihre* Großmutter, um *ihren* Vater – alles in dieser Angelegenheit ging letztlich nur sie etwas an. Emma liebte ihre Mutter sehr, die lange Zweisamkeit hatte sie beide besonders eng verbunden. Wenn Flora nun aber versuchen sollte, diese Reise zu verhindern, würde sie alle Tochterliebe vergessen und durchbrennen. Das hatte sich Emma versprochen.

Sie war es gewohnt, dass andere für sie Entscheidungen trafen, aber hier ging es um viel mehr als um Alltägliches. Es ging um den Weg in die Welt, hinaus aus der Enge der Stadtbefestigung und zu dieser unbekannteren holländischen Familie, nach der sie sich heimlich immer gesehnt hatte. Sei es auch vor allem aus Neugier gewesen, wie sie sich in ehrlichen Momenten eingestand. Wenn ihr Vater zu ihnen gehört hatte, mussten sie trotz des jahrelangen Schweigens großartige Menschen sein. Jedenfalls einige von ihnen.

Leider trat gleich nach seiner Stieftochter auch Friedrich Ostendorf ein. Er hatte schon in der Halle die Stimmen gehört und sich mit besonders schnellem Schritt genähert. Floras zweiter Ehemann war schlank und hochgewachsen, sein Haar ergraut, doch noch voll und üppig, die Gesichtszüge erstaunlich glatt. Obwohl sorgfältig gestutzt erinnerte sein Bart an den des Königs Gustav II. Adolf; in seinen jungen Jahren hatte Ostendorf den anno 1632 zu Lützen für die gute Sache gefallenen König der Schweden heimlich verehrt. Ansonsten kleidete er sich in der vornehmen Schlichtheit, die den wohlhabenden Bürgern in den großen Städten des Nordens gut anstand. Manche sagten, Ostendorf sei auch in diesen reifen Jahren noch ein schöner Mann.

«Es gibt eine ganze Reihe von exzellenten Gründen, warum Emma nach Amsterdam will und auch fahren wird», beantwortete er Margrets rein rhetorische Frage, die Klinke noch in der Hand, und bevor er sich zu seiner Frau hinunterbeugte, um ihren Scheitel zu küssen. «Die meisten Gründe sind vernünftig. Sehr vernünftig sogar. Wir haben doch dar-

über gesprochen, meine Liebe, und waren uns längst einig. Hast du dich immer noch nicht entschieden?»

Flora errötete, aber sie senkte nicht den Blick, was durchaus angemessen gewesen wäre. «Nun», sagte sie, «nun. Es ist schwierig. Der Krieg ist noch nicht lange vorbei und ...»

«Noch nicht lange? Ich bitte dich, Flora. Zwei Jahre.»

«Seit dem Friedensschluss, ja. Die letzten Unterschriften sind aber erst jetzt in Nürnberg geleistet worden, du hast selbst davon gesprochen. Wenn man bedenkt, wie viele Jahre dieser Krieg gedauert und welche grausamen Verwüstungen er hinterlassen hat – man hört noch immer Furchtbares vom Volk, das sich auf den Straßen herumtreibt, entlassene Söldner, falsche Priester, Heimatlose, Räuber, Hexen, Vaganten, alle hungrig und an das Kriegshandwerk gewöhnt. Ich will nicht, dass Emma sich einer solchen Gefahr aussetzt.»

«Aber ich bin ...», begann Emma heftig. Ostendorf hob gebietend die Hand, und sie presste seufzend die Lippen aufeinander. Sie hätte es mit ihrem Stiefvater schlechter treffen können, wenn er nur endlich aufhörte, sie wie ein Kind zu behandeln.

«Selbst wenn es bisher über den Namen hinaus keine Rolle gespielt hat», fuhr der fort und betonte nachdrücklich jedes Wort, «ist deine Tochter ein Familienmitglied der Amsterdamer van Haarens. Das ist einen Gedanken wert, meinst du nicht? Die van Haarens gehören zu den wohlhabenden, ich würde sogar sagen zu den wohlhabendsten Familien und Handelshäusern im Holländischen. Und im Holländischen finden sich wiederum die wohlhabendsten Familien Europas, wahrscheinlich der Welt. Ich habe es dir mehrfach erläutert: Man darf Emma nicht daran hindern, ihre Familie zu besuchen – die Mutter ihres Vaters, ihre Cousins, Onkel und andere Verwandte – und ihr Erbe einzufordern.»

«Genau das möchte ich nicht. Auf keinen Fall.» Flora saß ganz aufrecht, ihre Unterlippe zitterte verdächtig. «Wir wollen nichts von Leuten, die uns zwei Jahrzehnte lang nur verachtet haben, wegen unserer Religion, wegen meiner Herkunft, was weiß ich? Nur weil Hanns' Mutter jetzt alt ist und sich plötzlich fürchtet, ihr Herrgott könne ihre Hartherzigkeit bestrafen? Das wäre schmutziges Geld, Friedrich. Denkst du, ich hätte keinen Stolz? Emma hätte keinen Stolz?»

«Liebste Flora, wer wüsste besser als ich um deinen Stolz?» Er strich sanft über ihre Hand. «Es widerspricht keineswegs deiner oder Emmas Würde, wenn ihr euch um etwas bemüht, das euch nach allem Recht der Welt zusteht und so viele Jahre vorenthalten wurde. Natürlich wird man das mit Diplomatie und Höflichkeit vorbringen, nach den guten bürgerlichen Spielregeln. Und niemand erwartet, Emma werde das selbst tun, das wäre tatsächlich unpassend. Ein würdiger Vertreter wird für sie sprechen, ein Mann, der vor dem Gesetz und auch in der Kaufmannschaft etwas gilt. Glaube mir, Mevrouw van Haaren erwartet nichts anderes. Es sei denn, sie hält dich für sehr einfältig, was ich nicht glaube. Du kannst sicher sein, obwohl die van Haarens die Ehe ihres jüngsten Sohnes missbilligt haben, wissen sie sehr genau, wen er geheiratet hat, wie es um seine Ehe stand, was für Menschen seine Witwe und Tochter sind, auch heute sind.»

Margret hatte sich bei Ostendorfs Eintreten gleich erhoben und war zurück in den Schatten getreten. Emmas beschwörende Blicke musste sie ignorieren. Sie war dem Mädchen stets ein Schutzschild und eine Fürsprecherin gewesen, gegenüber dem Herrn dieses Hauses war sie machtlos. Er hatte ihr von Anfang an deutlich gezeigt, wo ihr Platz nun war, und sie musste sich fügen, wenn sie mit Flora und Emma nicht auch ihr Zuhause verlieren wollte.

Als Flora beharrlich schwieg, fuhr Ostendorf fort: «Wäre der Mevrouw sonst dein jetziger Name und unsere Wohnung bekannt gewesen? Die van Haarens sind Großkaufleute, ihre Schiffe gehen in die Welt bis nach Amerikas Küsten und nach Ostasien. Sie würden sich niemals dem Risiko aussetzen, billige Weiber – verzeih den Ausdruck, aber darum geht es oft – in ihr Haus zu holen. Diese Reise wird deiner Tochter eine exzellente Mitgift einbringen, und eine gute Mitgift bedeutet eine gute Partie, also ein zufriedenes wohlsituiertes Leben. Die Mühen der Reise werden von Emmas zukünftigem Glück leicht aufgewogen.»

Ostendorf setzte sich endlich und bedeutete Emma mit einer Handbewegung, auf der Bank in der Fensternische Platz zu nehmen. Dieser Besuch sei in der Tat ein großes Unternehmen für eine junge Person wie Emma, erklärte er weiter, mit einer guten Vorbereitung und Planung jedoch leicht zu bewerkstelligen.

«Das Wichtigste ist die gute Wahl der Reisebegleitung. Ich denke, da sind wir uns einig. Sicher ist es bedauerlich, dass du deine Tochter nicht selbst begleiten kannst, andererseits ist es womöglich von Vorteil, wenn ...»

«Von Vorteil?» Floras zartes Gesicht rötete sich schlagartig, ihre Augen wurden dunkel. «Von Vorteil für wen? Du meinst, weil ich nicht eingeladen bin, könnte die, die, die – könnte es Frau van Haaren brüskieren? Auf wessen Seite stellst du dich?»

«Beruhige dich, Flora, ich bitte sehr. Du darfst dich in deinem Zustand nicht so erhitzen. Natürlich bin ich an deiner Seite, und an der Seite deiner Tochter, *meiner* Familie. Wie kannst du daran zweifeln? Ich meine etwas anderes.» Beide wussten, dass er notgedrungen zumindest ein wenig log. «Ein unbestreitbarer Vorteil wäre ein Reisebegleiter, der sich auf Angelegenheiten des Rechts versteht. Des niederländischen wie des unsrigen, darin stimmst du mir sicher zu. Dazu habe ich einen sehr vernünftigen Vorschlag, wirklich sehr vernünftig.» Er lehnte sich zufrieden die Hände reibend zurück. Dann lachte er, es klang freundlich versöhnt.

Flora zitterte beim Gedanken an das, was ihrem stets auf das Gute vertrauenden Kind unterwegs und erst recht am Ziel zustoßen mochte. Konnte. Würde? Obwohl sie nicht eingeladen war – in dem Brief war nur von Emma, der Enkelin, die Rede –, hätte sie natürlich viel darum gegeben, ihre Tochter zu begleiten. Niemand hätte sie aufhalten können, wäre sie nicht schwanger, nicht einmal Ostendorf, der jedes Recht dazu hatte. Schon eine Kutschfahrt bis Altona könne ihr Kind gefährden, hatte Dr. Feldmeister erst vor wenigen Tagen mit aller Strenge erklärt, mehr gebe es dazu nicht zu sagen. Flüchtig hatte Flora daran gedacht, welch seltsamer Zufall es sei, dass die Mevrouw in Amsterdam sich just an ihre unbekannte Enkelin erinnerte, als Flora wieder verheiratet und nun auch guter Hoffnung war, weshalb sie ihr sicheres Haus in ihrer sicheren Stadt nicht verlassen konnte.

Wenn es kein Zufall war, konnte es nur bedeuten, dass die *Dank Gottes Gnade erfahrene Einsicht und Milde* tatsächlich nur Emma galt, dem einzigen Kind ihres jüngsten Sohnes, ihrem eigenen Blut.

Sie wollte ihr Emma stehlen. Dieser Gedanke war in der Nacht aus dem Dunkel herangekrochen, quälend und scharf, wie es nur die Dämonen der Nacht können. Mit dem ersten Licht des Tages war er nicht verschwunden, doch Flora war wieder stark genug gewesen, auf ihr Gefühl zu vertrauen. Mochte die einsame alte Frau – sie musste doch einsam sein, wenn sie plötzlich Emmas Besuch wünschte? –, mochte sie sich Emma für einige Wochen ausleihen. Stehlen konnte sie sie nicht. Das würde Emma nie erlauben.

Margret hätte Emma begleiten können, ebenso Ostendorf, der als Stiefvater neben dem Ratsherrn Engelbach nun ein rechtmäßiger Fürsprecher war. Er hätte sich gerne des Vertrauens würdig gezeigt, hatte er nach kurzem Überlegen erklärt, doch könne er seine Gattin in diesen Monaten guter Hoffnung und bis nach der Niederkunft nicht allein lassen. Margret sei ebenfalls unabhkömmlich, eine vertraute Hilfe gerade in dieser Zeit unverzichtbar.

Das hatte Flora erstaunt. Es wäre eine günstige Gelegenheit, Margret zumindest für einige Monate loszuwerden. Ostendorf mochte Margret nicht, und Flora wusste, dass es sich umgekehrt genauso verhielt.

«Dr. Hannelütt», erklärte Friedrich Ostendorf mit Triumph in der Stimme. «Konrad Hannelütt hat sich heute Morgen bereit erklärt, Emma als Beschützer, Ratgeber und Vertreter des Vormunds auf ihrer Reise zu begleiten. Es hat ihn einige Mühe gekostet, sich von seinen Verpflichtungen für so viele Wochen frei zu machen, aber der gute Engelbach hat einige wichtige Briefe nach Amsterdam zu schicken, so kann Hannelütt das Private mit dem Dienstlichen verbinden. Was könnte vorteilhafter sein? Ich bin sehr glücklich über diese Fügung. Einen verlässlicheren und geeigneteren Mann könnten wir nicht finden. Was sagst du, meine Liebe? Und du, Emma? Was sagt ihr dazu?»

«Nun ...» Flora lächelte, es sah eher bemüht als glücklich aus. «Das ist eine vernünftige Entscheidung. Ein Doktor beider Rechte. Ja, vernünftig, obwohl – nun, wir müssen Herrn Engelbachs Zustimmung einholen. Womöglich wird der liebe Dr. Hannelütt zur selben Zeit im Rathaus gebraucht, ohne dass er es schon weiß. Er betont doch gern, wie unentbehrlich er dem Syndicus ist. Wirklich unentbehrlich. Dann kann er keinesfalls mit Emma reisen. Nicht wahr, Emma?»

«Da sei unbesorgt.» Ostendorf lächelte nachsichtig; obwohl er es selten zeigte, hatte er Verständnis für Floras stete Sorge um ihre Tochter. «Natürlich habe ich mich mit dem Ratsherrn abgesprochen. Dr. Hannelütt kann reisen. Der gute Rat Engelbach findet meine Wahl vorzüglich und hat versprochen, eines der älteren Mädchen aus seinem Haus mitzuschicken, damit Emma eine angemessene Bedienung hat.» So werde die Reisegesellschaft komplett und entspreche allen Geboten der Schicklichkeit.

Emmas Schultern sanken herab. Konrad Hannelütt. Womöglich war es doch besser, sie brannte durch. Gleich morgen bei Sonnenaufgang.

[...]